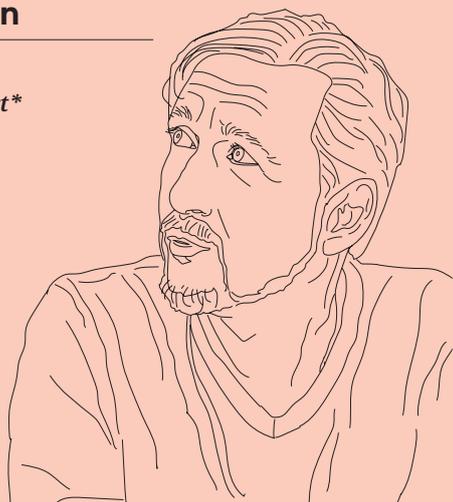


Sichtweiten

Kolumne von
Andreas Laudert*



Verurteilt zur Urteilslosigkeit

Mit Kafka, der vor 100 Jahren starb, verbinden wir das Verurteiltsein. Nicht nur hiess sein Durchbruchtext, in einer Nacht verfasst, «Das Urteil». Auch andere seiner Werke nehmen das Thema auf: So ist Gregor Samsa aus «Die Verwandlung» dazu verurteilt, als Ungeziefer aufzuwachen, in der Erzählung «In der Strafkolonie» wird der Delinquent per Schreib-Maschine hingerichtet, und in «Der Prozess» geht es um eine Verhaftung ohne klare Schuld. Gern spricht man vom mangelnden Selbstwertgefühl Kafkas. Aber trifft es das?

Kafka litt nicht unter einer absurden Welt, sondern darunter, dass er allem und jedem absurd gerecht werden, dass er's allen rechtmachen wollte. Nur entstehen so keine Gerichtsurteile und verfährt so auch kein Ethikrat. Kafkas Gewissenhaftigkeit lag in einer übersensiblen Wahrnehmung, in der (für ihn existenziellen) potenziellen Gleichwertigkeit sämtlicher Aspekte bei egal welcher Sache. Er war verurteilt dazu, nicht urteilen zu können, und stets auf alles Mögliche vorbereitet zu sein, ohne je das Entscheidende zu tun.

Er wagte nicht mal eine Notlüge vor dem Prager Chef, um die ihn in Wien sehr brauchende Milena zu treffen. Er wollte Perfektion, mit jedem Satz «die Welt ins Wahre, Reine, Unabänderliche heben», und nahm jeden falschen Ton wahr. Unterbrechungen eines Textes, egal ob man aufs Klo musste oder ins Büro, empfand er als Herausgerissenwerden aus dem kreativen Strom. Geschrieben werden könne nur «mit vollständiger Öffnung des Leibes und der Seele». Trotzdem musste auch er von irgendetwas leben.

Kafka blieb in der Unentschiedenheit, und so reagierte die Welt auch unentschieden auf ihn: Resonanz erhielt sein Werk erst posthum. Man entfalte sich in seiner Art erst nach dem Tod, schrieb er, erst, wenn man allein sei. Aber wenn man allein ist, nimmt uns niemand wahr. Niemand stellt uns infrage ausser wir selbst. Kafka wollte, dass wir einander immer so ansehen, als würden wir jeden Moment sterben, weshalb unsere Urteile über einander väterlich-grossmütig sein müssten. Als seien wir Kinder. Und sind wir das nicht? Gibt es, nur so als Beispiel, etwas Kindischeres als Kriege?

Kafka nahm die Aufgabe wahr, möglichst akribisch und in seiner ganzen Zerrissenheit er selber zu sein.

* studierte szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin, publizierte Essays, Prosa und Theaterstücke, unterrichtet Deutsch und Ethik und entwickelt Klassenspiele für die Oberstufe. In der Kolumne «Sichtweiten» laden uns Mitwirkende des Philosophicum ein, mit frischem Blick auf altbekannte Fragen zu schauen, Vertrautes in einem neuen Licht zu sehen und so die eigene Wahrnehmung zu kultivieren. www.philosophicum.ch

«Kein Wunderland, nur Kleinhüningen»

Julia Rüegger

Der Roman «Die Ränder der Welt» von Jens Steiner schildert die Odyssee eines verlorenen Sohnes.

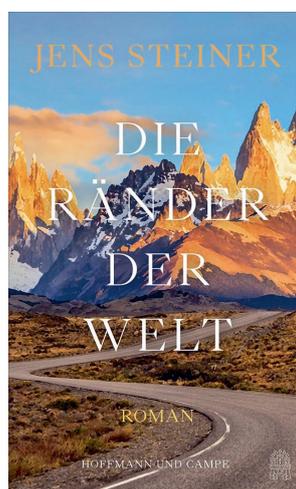
Das Basel der 40er und 50er Jahre, in dem Kristian Aavik aufwächst, ist eine übersichtliche, klar begrenzte Welt. An die estnische Heimat, aus der seine Familie während des Zweiten Weltkriegs geflohen ist, hat Kristian keinerlei Erinnerung: «Ich habe nichts gesehen von der Welt. Nichts von Estland, nichts von Russland oder der Taiga. Schon gar kein Wunderland, nur Kleinhüningen.» Vom Alltag in diesem dörflichen Arbeiterquartier erzählt der erste Teil des Buches; von den eigenbrötlerischen Eltern und der schicksalhaften Bekanntschaft mit Mikkel, nach dessen Nähe sich Kristian von Anfang an sehnt: «Mikkel Jakobsons Gegenwart war eine riesige Hand, in die ich mich blind fallen lassen konnte.» Als Jugendliche sind die beiden Nachbarjungen ein enges Gespann, das jeden Abend die neusten Lektüreentdeckungen diskutiert. Doch eines Tages ist Mikkel weg: Er ist ohne ein Wort des Abschieds nach Kopenhagen gezogen.

Kristian ist wütend, hilflos, verletzt – und zieht Mikkel zwei Jahre später dennoch hinterher, mitten hinein in das pulsierende Leben der wilden 60er Jahre. Einige Monate lebt er in einer Gross-WG, in der die Männer unablässig am revolutionären Umsturz arbeiten, den sie nur die «Umstülpung» nennen. Kristian kann dem Revoluzzer-Getue nichts abgewinnen. Als er Selma kennenlernt, eine Grönländerin, die wortwörtlich gerne am Abgrund tanzt, ist es um ihn geschehen. Die beiden heiraten, leben ein einfaches und glückliches Leben, und das Tempo des rasant erzählten Romans, der immer wieder überraschende Sprünge macht, wird für einen Moment etwas gedrosselt – bis zu dem Tag, an dem unter Mittun von Mikkel alles zerbricht.

Rastlose Wanderschaft

Von da an ist Kristian auf rastloser Wanderschaft, meidet Kopenhagen ebenso wie Basel, bricht jeglichen Kontakt zur Vergangenheit ab. Der weitere Handlungsverlauf ist manchmal etwas gar konstruiert und wartet mit reichlich Pathos und Stereotypen auf, die dem Spannungsbogen jedoch keinen Abbruch tun. In Argentinien baut sich Kristian eine neue Existenz auf, aber selbst Patagonien erinnert ihn an seine Herkunft: «Der Himmel über den Ebenen von Santa Cruz war das Gegenstück zur Speisekammer von Kleinhüningen.» Ganz so ungebunden, wie er es gern wäre, ist Kristian eben doch nicht. Als sein Vater im Sterben liegt, ist es Zeit, um Abschied zu nehmen, und das gleich auf mehreren Ebenen ...

«Die Ränder der Welt» ist der fünfte Roman von Jens Steiner, der 2013 für «Carambole» den Schweizer Buchpreis erhalten hat. Er wuchs als Sohn einer Dänin und eines Schweizers in Zürich auf und lebt heute im französischen Burgund.



Jens Steiner, «Die Ränder der Welt»: Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg, 2024. 304 S., gb., CHF 35.90